



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Auf der Reise von Krakau nach Wien. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auf der Reise von Krakau nach Wien.

I.

Ich bin ein Freund von gefallenem Größen und dabei noch so nachsichtig, daß ich der Ursache des Falles kaum nachspüre, wenn nur die Größe eine wirkliche gewesen. Mit so echt christlicher Gesinnung, die mir gewiß schon die Gunst meiner Leser einträgt, betrat ich Krakau, wo einst die polnischen Wahlkönige auf dem stolzen Schlosse residirt, und jetzt, jetzt . . . östreichische Polizeikommissäre und russische Polizeimeister ihr stilles Wesen treiben. Krakau hat außer der gefallenem Größe, außer daß es noch immer zu trauern scheint um die verschollene Pracht- und Glanzperiode, wenig oder nichts Merkwürdiges. Seine langen, breiten, aber fast immer leeren Straßen, wo an manchen Stellen des holprigen Pflasters vorwitzige Grashalme unbescheiden hervorgucken, seine groß- und weitschichtig, aber höchst monoton gebauten Häuser, die durch ihre klösterliche Stille und die an den Fenstergestüben heimischen Spinnen den Mangel an Menschen allzusehr verrathen, machen den Eindruck eines verschwenderisch ausgestatteten, mit großen Schößen und breiten Ärmeln versehenen weiten Gewandes, einem winzigen Zwerge umgeworfen, so daß das von der Natur so ökonomisch behandelte Männchen sich in dem großen Kleide ganz verliert.

Doch es gibt in Krakau eine Gegend, wo das Kleid nicht nur anpaßt, sondern sogar der enorm große, aber wie ich fürchte etwas krankhafte Theil des Leibes die Hülle durchstoßen hat und sich in leider etwas schmutziger Form breit macht. Es ist dies der Ghetto, der nicht mit Unrecht in schlechtem Geruche stehende Kazimir, wo der königliche Namensvetter des Judenviertels einst mit einem schönen Judenmädchen, der reizenden Esther, gekost haben soll. Jetzt werden da nicht Herzen, sondern Wiener Manufacturen, nicht gebrochene Eide, sondern abgetragene Kleider, nicht goldene Liebeslieder, sondern östreichisches Papiergeld zu Markte gebracht. Beiräthe aber hätte uns das vergangene Jahr mit seinen zerstörenden Geflüsten auch diesen kostbaren Rest des Mittelalters hinweggeschwemmt. Schon hatte die Judenwanderung und die Ansiedlung in den weiten, leeren Gefilden des Stradom, der zunächst liegenden christlichen Straße, begonnen. Die Kinder Israels legten sogar dieser Besitznahme nicht weniger schlagende Rechte zu Grunde, als bei der Okkupation Kanaans. Sie stützten sich, wie dort auf das Wort eines Gottes, hier auf das Wort eines Königs und Kaisers, das ihnen nicht in einem brennenden Busche oder auf einem unersteiglichen Berge, sondern in einem allverständlichen, keiner apokryphen Deutung verdächtigen Gesetze gewor-

den, dem ersten Paragraphen der österreichischen Magna Charta vom 4. März. Hier waren es aber die conservativen Philister, welche den Sieg davon trugen, die Juden wurden nicht mit Gelskinnbacken, Gott behüte uns vor solcher Ironie, sondern nur durch einen obrigkeitlichen Erlaß zu den Schmutzloaken des Kazimir zurückgewiesen. Das Bestehende ist gerettet, und alle verschmupften Antiquare sind hiemit eingeladen, auf dem intakten, vor schädlichen Neuerungen bewahrten Boden ihre Forschungen fortzusetzen.

Krakau, glaube ich, ist noch nicht in Forsters Reisehandbuch durch Deutschland aufgenommen. Es war vielleicht, als die letzte Auflage erschien, noch nicht österreichisch und von einem Großdeutschland mit Masuren und Slovaken, Kroaten und Panduren war damals gewiß noch nicht die Rede. Ich könnte mir also ein Verdienst um das Touristenvölkchen erwerben, wenn ich hier den Merkwürdigkeiten Krakaus mit deutscher Gründlichkeit ein paar Seiten widmete, die Höhe des Krakus- und Koszciuskohügels anzugeben mich bemühte, dem alten Schloß und dem Grabe Thaddeus Koszciuskos meine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Aber es gibt gewisse Dinge, vor denen ich einen gewaltigen Respect habe. Darunter stehen Kanonenläufe, russische Uniformen und österreichische Polizeisoldaten oben an, denn die Ersten und Zweiten können, die Letztern wollen keine Vernunft annehmen. Ich entsagte daher mit leichtem Herzen dem weltlichen Ruhme, um nur nicht mit all diesen überall aufgepflanzten unvernünftigen Dingen in allzunabe Berührung zu kommen. Doch von einem Hauptbestandtheile Krakaus und Polens überhaupt muß ich sprechen, von dem polnischen Adel. Nur geht es mir damit, wie dem reisenden, englischen Touristen, der in unserm Jahre des Heils oder Unheils auf seiner Reise durch Italien Rom nicht berühren wollte, damit man ihm nicht vorwerfe, *d'avoir été à Rome sans voir le pape*. Ich habe mich in Krakau auf allen Straßen nach dem polnischen Adel umgesehen, aber fast nur seine leeren Paläste gefunden. Der hochmüthige polnische Adel, der Todfeind der Oestreicher und Moskowiten, lebt auf seinen Gütern oder im Auslande, besonders in Dresden, für welche Stadt er eine besondere Vorliebe hat; wahrscheinlich noch ein Ueberrest aus den Zeiten der sächsisch-polnischen Auguste, welche die Magnaten an ihre glänzenden Hoflager zogen.

Wie kömmt's, daß die polnischen Edelleute jetzt so wenig in der Stadt wohnen, frug ich einen jungen polnischen Grafen. Ich dachte, sie würden jetzt ihre Salons öffnen und alle Klassen der Gesellschaft an sich ziehen, um sich einen Anhang zu schaffen, damit die Regierungspartei ihnen nicht über den Kopf wachse. — „Sie kennen unsern Adel nicht. Der bringt eher alles auf der Welt als seine Exklusivität zum Opfer. Er haßt die Oestreicher und Russen nicht allein, weil sie Polen unterjochten, sondern weil sie ihm die Superiorität im Lande raubten.“ — Der polnische Adel hat sich in der Jetztzeit doch zu demokratischen Gesinnungen bekant. Wie lassen sich nun die mit einer so exklusiven

Richtung in Verbindung bringen? — „Ich sollte wohl nicht aus der Schule schwagen“, sagte der Aristokrat mit einem schlaun Lächeln, „aber ich bin ein Mal im Zuge aufrichtig zu sein. Lassen Sie sich nicht einfallen, Doctor, beim polnischen Adel im Ernste einen Abfall von seinen Brüdern im gesammten Europa, das heißt, von der europäischen Aristokratie vorauszusetzen. Wenn je ein Adel aus der Art schlagen und ohne jedweden Hinterhalt sich mit dem Volke verbinden sollte, wird's wohl am allerwenigsten der polnische, am ehesten der russische sein.“

Der russische Adel, der unbarmherzige Gebieter seiner Leibeigenen sollte sich zu liberalen Grundsätzen bekennen und mit dem Volke gemeinschaftliche Sache machen? So wäre also wohl zuletzt eine Revolution in Rußland zu erwarten.

„Das sagte ich nicht. Außer Palastrevolutionen hat Rußland noch für lange keine zu befürchten. Die Geschichte hat uns gelehrt, daß es nicht hinreicht einen gleichmäßigen Druck auf ein ganzes Land auszuüben, um eine Empörung zu bewirken. Zu einer Revolution gehören eigene Elemente, die im Gegentheile in weniger despotischen Staaten eher zur Entwicklung gelangen. Ein allzustarker Druck vernichtet die Schnellkraft, es kann bei einer Despotie wie die russische von keinem Widerstande kaum mehr die Rede sein. Ich sagte blos, daß der russische Adel, eben weil er vom Knutenregimente nicht viel weniger zu leiden hat als das Volk, eher Sympathien für dasselbe besitzen kann, um so mehr als der Adel in Rußland keine abgeschlossene Kaste bildet und sich aus dem Volke rekrutirt.“

Sie glauben also, daß die polnischen Großen nur Komödie gespielt haben und gelegentlich wieder spielen werden, um unter dem Deckmantel der Demokratie ihre egoistischen Pläne zur Ausführung zu bringen? Sie meinen also, daß der polnische Adel nur deswegen die vielen Insurrektionen angefacht, damit die närrischen Demokraten ihnen den Weg zur Herrschaft bahnen?

Mein Graf erschrock vor den brüsken Consequenzen seiner Aussage und suchte wieder einzulenken. „Ich will nicht behaupten, daß der polnische Adel sich seine Absichten so scharf formulirt habe. Der Patriotismus beseelt den Adel nicht weniger als die Klassen der Gesellschaft, und die Befreiung von der Fremdherrschaft ist wohl vor Allem ihr gemeinschaftliches Ziel.“

Ich brach das Gespräch ab, was mir um so leichter ward, als der Wagen, in dem es stattfand, vor den Bielicker Salinen hielt, wohin der gefällige Mann mich und einige Damen meiner Bekanntschaft zu begleiten sich erboten hatte. Wir wendeten uns an einen Beamten, und alsogleich wurde ein Bergmann beauftragt, uns in die Wunder der Erdtiefe zu geleiten. Zuerst führte man uns in ein Zimmer, wo wir alle weiße Leinwandkittel erhielten, die wir zum Schutze gegen die Feuchtigkeit über unsere Kleider anzogen.

Sehen Sie, meine Herrn, bemerkte eine schalkhafte Blondine, mit einer etwas länglichen Nase, die, wie sie selbst sagte, ihr dazu diene, die menschlichen Charaktere zu sondiren und ihre Beobachtungsgabe bedeutend unterstütze, hier fallen alle Standesunterschiede weg, hier ist man noch unparteiischer als im Grabe. Selbst nach dem Tode wird man in prächtige Gewänder gehüllt und auf den mit Sammet überzogenen Sarg dürfen das Wappen und die Orden nicht fehlen. Hier bekommt jeder einen schlichten Kittel und ein Grubenlicht, das in der schauerlichen Tiefe die Größe der Natur und die menschliche Kleinheit beleuchtet.

Ich bedauere, Ihnen auch diesen Zufluchtsort der Gleichheit zu rauben, erwiderte der Graf lächelnd. Sehen Sie diesen Schrank, aus dessen Glasthüren Ihnen reiche Seidenstoffe zuwinken. Sie erzählen Ihnen durch meinen Mund, daß sie gekrönten Häuptern und fürstlichen Personen beim Besuche der Salinen als Mäntel gedient und zum Andenken hier aufbewahrt werden. Betrachten Sie auch dieses dicke Buch. Es enthält die Namen aller Besucher des Bergwerkes und es fehlt, wie Sie bemerken wollen, nicht an einer besondern Rubrik für Stand, Rang oder Charakter.

Eine ganz aus Steinsalz gehauene Kapelle mit einem Christusbilde, der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, heiligen und knieenden Betern, alles aus Salz, empfing uns zuerst, um uns die Weihe zu ertheilen, bevor wir die andern Wunder in Augenschein nahmen. Sie brachte, von bengalischem Feuer beleuchtet, die Katafomben der ersten Christen in Erinnerung.

Von da an hatte sich die Feuchtigkeit verloren, die Wände waren trocken, die Stufen in Salz gehauen, die Decke eine mächtige Salzwölbung, deren Kristalle wie Sterne funkelten. Wir stiegen von Schacht zu Schacht und fanden eine Stadt mit Straßen und Gassen, die, um auch hier der Erdensttte treu zu bleiben, nach Kaisern und Fürsten benannt sind. Es fehlt auch nicht an geräumigen Plätzen mit aus Steinsalz gehauenen Monumenten, ebenfalls wie auf der Oberwelt zum Andenken an einen fürstlichen Besuch oder ein stattgefundenes Ereigniß, das freilich hier keine blutigen Erinnerungen mit sich führt. Auch der Tand der Welt ist durch Tanzsäle mit Gallerien vertreten, und wer weiß, ob nicht in der Mitternachtstunde die Geister der Salinen hier ihre bals parés geben oder gar demokratische Versammlungen halten, während in einem andern Schachte die Bergleute unbekümmert ob der wüthenden Gnomenreden und des beschlossenen passiven Widerstandes ihr Hab und Gut, riesige Steinsalzquadern, ruhig in die Höhe fördern. Sogar die Prästenfion eine Seemacht vorzustellen, fanden wir in dieser Tiefe des Kaiserstaats. Ein Salzsee und ein süßes Wasser ertheilen dem unterirdischen Reiche die volle Berechtigung auf die Gründung einer Flotte bedacht zu sein, die gegenwärtig allerdings erst in einer jungfräulichen Föhre besteht, die der des alten Charon nur allzuähnlich ist. Doch das düstere Gewölbe, dessen Dunkelheit die wenigen Grubenlichter noch mehr hervorhoben, das schwarze Wasser, auf dem die sich dar-

auf bewegenden Schattengestalten wie ein Teufelsspuk ausnehmen, und endlich die plötzliche Beleuchtung mit bengalischem Feuer an den erhöhten Endpunkten des weiten Raumes boten einen Anblick, der auf das Gemüth vielleicht einen ähnlich betrübenden Eindruck hervorbringt, wie ihn die blutigste Seeschlacht erzeugt.

Ich wollte mir diesen Eindruck nicht schwächen, nahm von meinen Freunden Abschied und fuhr sogleich zur Eisenbahn, wohin ich meine Effecten hatte bringen lassen, um meine Reise fortzusetzen. Das Glück wollte mir wohl, es hatte mir einen komischen Kontrast aufbewahrt in der Person des zur Abnahme der Passirscheine und Pässe angestellten Polizeibeamten. Diese stangenhobe, kerzengerade, zaundürre Figur mit aufgestülptem Kragen, aus dem ein graues Köpfschen mit einem freundlichen Gesichte hervorguckte und die eine kleine Laterne in der Hand hielt, sah aus wie Diogenes im macedonischen Militärrock. Ich verfolgte ihn mit meinen Blicken von Wagen zu Wagen, wie er geschützt von den auf beiden Seiten des Zuges aufgestellten Soldaten wie Diogenes von einem Haufen Stoiker, die Passirscheine in Empfang nahm, bis er endlich zum Coupé kam, in dem außer mir sich noch eine Dame und ihr Schooßhündchen befanden. Ich schob ihm einen Passirschein absichtlich dicht vor die Nase, um zu sehen, ob er sich zu ärgern fähig sei. Ein sanftes Lächeln und ein stiller Vorwurf seiner kleinen Neuglein waren meine einzige Strafe. Nun kam die wohlbeleibte Dame an die Reihe, sie war eine englische Sängerin, die in Krakau Concerte gegeben und im Bahnhofe beim Einsteigen in den Wagen von einem Bekannten unter meine schützenden Fittige gestellt worden war. Bei der Annäherung dieses huge old man, wie sie ihn nannte, versteckte sie ihr Hündchen zwischen den massenhaften Falten des Kleides und der Mantille, ich weiß nicht, ob weil sie für selbes keinen Passirschein besorgt oder kein Hundebillet gelöst hatte. Der Diogenes des Paßbureaus roch Unheil, denn er streckte den langen, knöchernen Arm dergestalt in den Wagen, daß die keusche Tochter Albions eine polizeiliche Visitation ihrer petticoats befürchten mußte. In ihrer Angst hob sie das schwarze Hündchen in die Höhe, es griff bellend nach der Nase des Paßdiogenes und dieser zog sich erschreckt, aber immer mild lächelnd zurück.

Ihr Hündchen ist wohl nicht in England geboren? fragte ich. — Sie sind also Hundekenner? erhielt ich als fragende Antwort. — Ich meinte, das Thierchen habe den englischen Boden nicht zuerst angebellt, weil es so wenig Respekt vor den geschlichen Behörden gezeigt hat. — Yes, sehen Sie, Doctor, das kömmt von dem längern sojourning in dem abscheulichen Germany, wo einen die Herren von der Polizei fortwährend für ein rambler für a vagabond halten, und immer nach Paß fragen. Meine Pamela weiß schon, wenn ich bin cross und bellt dann jedesmal. — Miss gehen gewiß nach Wien, um in dieser Musikstadt par excellence Concerte zu geben und das kunstsinntige Wiener Publikum mit Ihrem

Gefange zu bezaubern. — Sie sind ein Schmeichler, Doctor; no, ich reise nicht nach Wien, nur nach Reize bei Brieg, wo man mich erwartet. Die Wiener haben Geschmack an Musf verloren, der Kanonendonner und die Flintenschüsse haben betäubt ihre Ohren, die Wiener sind jetzt schlechte Musikanten. -- Also doch gute Bürger, dachte ich bei mir, sagte aber laut: Sie haben also Wien in der Jetztzeit besucht und keine vollen Häuser gehabt? — No, Sir, ich habe Briefe von meinen friends in Wien erhalten, sie schreiben, die große Kaiserstadt sehe aus wie ein großes Haus mit Soldaten, a barrack, und die gemüthlichen Wiener wären ganz aus Art geschlagen und sprechen jetzt nur von Ungarn und Politik, und schimpfen auf die Russen sehr disharmonisch. — Da müssen aber Ihre Landsleute keine Ader von der Musf haben, Miß, denn die beschäftigen sich schon seit gar lange mit der Politik. — Em, das ist aber the matter of fact. Wir haben für Alles eine bestimmte Zeit, wir können Alles thun, uns für Alles interessiren, ohne aufzuhören wir selbst zu sein. That is, the Englishman ist ein reifer, besonnener Mann, der Wiener bleibt always ein unmündiges Kind.

Ich wurde mäuschenstille und betrachtete mit Achtung das freundliche, volle Gesicht meiner Gesellschafterin, die mich so verständig anlächelte und dabei eine so schöne Reihe weißer, gesunder Zähne zeigte, wobei mir, ich weiß nicht warum, grade jetzt einfiel, irgendwo gelesen zu haben, daß gesunde, feste Zähne als Beweis für das Vorherrschen des Verstandes über das Gemüth gelten. Ich wollte jedes weitere Gespräch vermeiden, ich bin kein Freund von allzu klugen Frauen, und drückte mich in einen Winkel, um mit geschlossenen Augen an das geliebte Wien zu denken.

Und ich wandelte im Geist in den Prater, auf die Basteien, um die hohe Kirche St. Stephan. Aber ein böser Traumgeist kam über mich, wie sich meine Augen schlossen; den Prater fand ich voll von Rothmäntlern, auf den Basteien nichts als Kroaten, um die Kirche St. Stephan gingen Knicanin's Freischärler in gelben Pantoffeln, die Hand am Yatagan. Rothmäntler, Kroaten und Serben zeigten lachend ihre großen, blanken, gesunden Zähne und fragten: Was meinst Du, kluger Wandrer; seit wir hier sind, was waltet vor in Wien: Verstand oder Gemüth? —